



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Reisetagebuch unserer Schwestern



Hafen von Teneriffa; Händler kommen auf Kähnen zum Dampfer

Aus dem Reisetagebuch unserer Schwestern

welche am 30. Juni 1931 die Fahrt nach dem Heidenlande angetreten haben

Von Fr. M. Celine

Mein Kreuz, dich will ich tragen
So treu an meiner Brust;
Für dich hab' ich gegeben
Der Erde Lieb' und Lust.

Das Blut, das dich verkläret,
In meiner Seele glüht,
Draus ist in meinem Herzen
Die heil'ge Lieb' erblüht.

Für dich tauscht' ich so gerne
Der Heimat Freiheit ein,
Und will durch dich so gerne
Dem Herrn verbunden sein!

Schaut auch manch düster Leiden
Mir drohend ins Gesicht,
Ich trag' es, daß den Heiden
Erschein' das Glaubenslicht.

Mein Kreuz, ich will dich tragen
Weit über Land und Meer,
Mich opfern ohne Zagen
Für meinen König hehr.

In dir, mein Kreuz, ist Leben;
Sei du mein Stern und Stab!
Dann ruh' in deinem Schatten
Einst friedlich ich im Grab.

Das waren die Gedanken, die uns beim Empfang des Missionskreuzes bewegten, und auf der Reise nach Rotterdam gestalteten sie sich zum Gedicht. — Um 1 Uhr nachts am 30. Juni fuhren wir in den großen Hafen von Antwerpen ein. Wie erinnerte mich alles an die Nacht in Swinemünde genau vor einem Jahr, als ich von Dänemark nach Deutschland zurückkehrte. Unseren jungen Missionarinnen war das alles so neu, so interessant.

Das Fest vom kostbaren Blut feierten wir durch Beiwohnung von vier heiligen Messen; wir waren ja so glücklich, vier Priester an Bord zu haben. Da unser Dampfer in Antwerpen bis nachmittags still im Hafen lag, verließen wir ihn und suchten die Kathedrale in Antwerpen auf; dann bewunderten wir noch einige Kunstschätze und verschiedene Kirchen. Nachmittags um 4 Uhr lichtete die „Watussi“ die Anker. Hier mußte Schwester Edelfrieda Abschied nehmen von ihrem Bruder, der sie bis Antwerpen begleitet hatte.

Die Anzahl der Passagiere beläuft sich nahezu auf 400. Viele waren von Litauen und Polen; mehrere von Rußland. Darunter befand sich auch eine Ärztin aus Moskau, die zu ihrem Manne nach Johannesburg reisen wollte. Sie erzählte, wie schwer es sei, aus Rußland herauszukommen. Auswanderungserlaubnis bekommt man nicht. So suchte sie um die Erlaubnis für eine Studienreise an, mußte aber eine große Kautions stellen und durfte nur mitnehmen, was sie am Leibe hatte und für einige Wochen gebrauchte. Doch sie wollte lieber alles aufgeben, als länger in diesem gottverlassenen Land zu bleiben.

Alle Passagiere waren nett und freundlich; viele hatten die Reise schon öfter gemacht und gaben uns Bescheid über die Sehenswürdigkeiten der Umgebung.

3. Juli: Heute früh erwachten wir im Kanal. Bald wurde die englische Küste sichtbar; die weißen Felsen hoben sich klar und leuchtend ab vom blauen Meer und vom grünenden Land. Am Mittag wurde die Aussicht noch bedeutend schöner, weil wir auch die berühmte Insel Wight mit ihren Luxus-Badeorten in Sicht bekamen. In der Nacht fuhr das Schiff hinaus in den Atlantischen Ozean; das Schaukeln setzte ein und damit die Seekrankheit. Wir Sieben blieben ziemlich verschont, weil ein bekannter Arzt uns „Thalassan“ besorgt hatte; mittags jedoch waren Schwester Kreszentiana, zwei Engländer und ich die einzigen Tischgäste. Die Stewards lächelten; wir auch. Unten in den Kajüten stöhnten die andern Passagiere. Nachmittags waren wir Sieben vollzählig auf dem Deck. Plötzlich tauchte Land auf. Spaniens Nordküste! Wir grüßten die Heimat des heiligen Franz Xaver und des heiligen Ignatius; leider kamen wir nicht nach Lissabon.

Wir fuhren zwei Tage, ohne zu landen. Am 7. Juli, nach Beendigung der heiligen Messe, gingen wir aufs Deck und sahen fern am Horizont die Insel Teneriffa aufsteigen. Eine mächtige kahle Felseninsel. Im Licht der Morgensonne leuchteten die Klippen bald strahlend weiß, dann wieder dunkelviolett. Nach und nach wurden einzelne Zinnen und Buchten sichtbar; man erblickte fremdartige Ansiedelungen, die in Terrassen aufsteigen, und endlich nahen wir dem Hafen von Teneriffa. Da wir nicht einfahren konnten, kamen viele kleine Boote zu

uns heraus. Bald wimmelte es an Bord von Kaufleuten, die in allen Sprachen ihre Waren anboten. Da hätten viele von unsern Lesern gewiß gern die feinen Teneriffa-Arbeiten gekauft: Teppiche, Spitzen und hunderterlei Kleinigkeiten. — Alles war spottbillig. Große Geschäfte können die Leute bei uns Deutschen leider nicht machen. Uns Schwestern ließen sie ziemlich in Ruhe. Auf einmal kam ein dunkelhäutiger Zigarrenhändler zu uns. Mit Zeichen und Kauderwelsch machte er uns klar, daß er vier Kinder habe und für diese gern Medaillen wollte. Die bekam er denn auch. Als die Ausfahrtsstunde kam, mußten alle Händler verschwinden.

Der Nachmittag brachte eine sehr unruhige Fahrt. Wir waren aber ganz munter. Abends hatten wir Las Palmas erreicht. Da wimmelte es schon wieder von Verkäufern. Die Händler durften aber erst nach dem Abendessen aufs Schiff kommen. Nun gab's dasselbe Feilschen und Handeln wie in Teneriffa. Da ich eifrig versicherte, daß wir kein Geld hätten, verschonte man uns ziemlich. Nur vier nicht besonders Vertrauen erweckende Männer blieben bei uns, bis sie wenigstens ein paar Bildchen für ihre Kleinen daheim erhalten hatten. Medaillen und Rosenkränze konnten wir ihnen beim besten Willen nicht geben. Dann suchten wir schleunigst unsere Kabine auf, obwohl es uns leid tat, die schöne Aussicht auf Las Palmas nicht länger zu genießen. Las Palmas ist größer als Teneriffa, hat drei Kirchen, elektrische Verkehrsmittel und Autos, kurz, ist ganz europäisch.

9. Juli: Bis jetzt war alles ganz friedlich verlaufen; wir hatten uns alle an das Schaukeln gewöhnt und brachten fast den ganzen Tag auf Deck zu. Als wir abends gegen 6 bis 7 Uhr dort still das Offizium beteten, hörte man plötzlich aufgeregtes Rufen. Im Sturmschritt kamen viele Passagiere herauf. Wir hörten nur „ein Mann über Bord“ und sofort hielten alle eifrig Ausschau. Einige scharfsichtige Seeleute oder mit Fernrohr bewaffnete Reisende riefen: „Da ist er.“ In der Aufregung schrien die Passagiere mit: „Da ist er“, und zeigten nach allen Himmelsgegenden. Das Rettungsboot war ausgefahren und hatte eine schwere Fahrt; — beinahe hätte sie auch den 10 Seeleuten das Leben gekostet. — Endlich erreichten sie den Armen und zogen ihn ins Boot. Das Schiff hatte eine große Wendung gemacht, um zur Unglücksstelle zu gelangen. Jetzt wendete es wieder, schwankte und schaukelte ganz gewaltig, so daß mehrere nervöse Leute seekrank wurden. Ungefähr eine Stunde hatte es gedauert, bis das Rettungsboot mit dem Verunglückten wieder das Schiff erreichte. Der arme Schiffsjunge hatte ein Schnäpschen getrunken und war dann beim Fensterpußen herausgefallen. Glücklicherweise hatte eine Dame den Vorgang beobachtet und gemeldet, sonst wäre er ja verloren gewesen. Einer von den Seeleuten, die neben mir standen, sagte:



Das Schiff im Kampf mit dem Passat-Wind

„Gut, daß es nicht bei Kap Verde war, da hätten wir ihn nicht mehr bekommen.“ Wir erreichten dieses grüne Kap am 11. Juli.

In der Woche vom 12. bis 19. hatten wir recht viele Sorgen um Schwester Kreszentiana, die ziemlich schwer erkrankte. In derselben Woche fanden auf Deck jeden Tag Wettspiele statt. Am 14. abends hatten die Kinder ihr Äquatorfest. Mitten auf dem Deck der 2. Klasse war eine Tribüne aufgeschlagen; da standen die gedeckten Tische und eine ganze Reihe hübscher Säckelchen für die Kleinen. Punkt $\frac{1}{2}$ 8 Uhr begann das Fest mit einem Fackelzug. Voran ging die Kapelle, dann kamen die Kinder mit den bunten Lampions. Dreimal zogen sie um das Deck, und dann marschierten sie auf die Tribüne. Das war eine Freude. Mit großem Behagen tranken sie die Limonaden und verzehrten das Gebäck. Aber jetzt galt es, durch Sacklaufen, Klettern, Toppschlagen usw. die schönen Gewinne zu erobern. Das Fest war ebenso nett für die Erwachsenen wie für die Kleinen. Der Himmel war klar und die See ruhig, nichts störte die muntere Gesellschaft.

Am 16. Juli fand die berühmte Äquatortaufe statt. Drei Tage später sahen wir die Küste von Angola; es war nebelig, aber vorn am Bug überschauten wir die ganze Bucht. Gegen 9 Uhr waren wir in Lobito, einem kleinen neuen Hafentort. Vergnügt kletterten vier von uns vom Schiff herunter; unsere wiederhergestellte Schwester Kreszentiana war auch dabei. Die Landschaft ist äußerst öde; nur ein paar Palmen und einige andere Bäume standen im Garten, und rund herum war roter Sand. Ein paar Mitleid erregende kleine Affchen vertraten die

Tierwelt, die wir auf afrikanischem Boden zum ersten Male sahen. Die Eingeborenen waren sehr armselig, ja zerlumpt bekleidet. Am meisten interessierte uns eine Frau, die mit einer Pfeife im Mund, mit einem großen Korb auf dem Kopf und feinen Ringen um die Füße daher wandelte.

Um 1 Uhr fuhr das Schiff wieder ab. Mehrere Passagiere hatten hier ihre Schiffsreise beendet; der Abschied fiel ihnen schwer. Eine Frau weinte bitterlich. — Ja, wenn man in Berlin aufgewachsen ist und dann in diese Ode kommt! —

Am 20. und 21. ging die Fahrt ununterbrochen den Dünen entlang. Abends hatten wir die Walfischbay erreicht. Da stiegen 35 Mitreisende aus; die meisten waren „alte Afrikaner“, die schon Jahrzehnte in unserm alten „Südwest-Afrika“ zugebracht hatten. Die zwei hochw. Herren Patres lasen am 22. morgens zuerst die heilige Messe. Es war noch dunkel und kalt, als der Lotse kam, um das Schiff hinein zu holen. Mit ihm kam Pater Morgenschweiß, der hier seine Mitbrüder begrüßen und von der „Generalvollmacht“, alle Missionschwwestern vom kostbaren Blute mit zur Mission zu nehmen, Gebrauch machen wollte. Der Morgen verging für die Herren damit, die Zollangelegenheiten zu regeln; deshalb konnten wir nur die kleine Kapelle für die Weißen besichtigen. Es war für uns eine große Freude, wieder den lieben Heiland im heiligen Sakrament zu begrüßen. Der Weg ist ungefähr eine halbe Stunde weit und führt nur durch Sand. Sand und wieder Sand, das ist das einzige, was im ganzen Umkreis zu sehen ist; Straßen gibt es nicht. Die Häuschen sind auf Pfähle gebaut wegen der Überschwemmungsgefahr; sie stehen ungefähr ein Meter über der Erde. Der gute Pater wohnt ganz allein und ist „Mädchen für alles“. Nur uns zu Ehren hatte er heute einen kleinen Negerjungen zur Hilfe. Mehrere Schwarze begrüßten uns ganz kameradschaftlich. Da wir aber ohne den Herrn des Hauses nicht viel anzufangen wußten, gingen wir alle wieder aufs Schiff. Unterwegs begegneten wir dem hochw. Pater Morgenschweiß und verabredeten, die Mission am Nachmittag zu besuchen. Sehr pünktlich erschien er um ½2 Uhr auf der „Watussi“; die wandermüde Schwester Hedwigis wurde unbarmherzig herausgeklopft. Wir Sieben waren bald marschfertig; die zwei Kapuzinerinnen, die vieles Laufen nicht gewöhnt sind, zogen es vor, zu Hause zu bleiben. Unsere Ausdauer wurde belohnt. Wieder ging es dem Kapellchen zu. Der hochw. Pater stärkte uns erst mit einem Gläschen Wein, und dann ging die ganze Schar, 14 im ganzen, in die Mission hinaus, landeinwärts durch den Sand in die Ansiedelung der Schwarzen.

Fortsetzung folgt.